

gewachsen. Das fühlt er nicht nur, das spricht er auch aus in Wort und Lied. Die vielen Heimatlieder, an denen unser deutsches Volk so reich ist, haben zum größten Teile im Gebirge ihren Ursprung. Und preisen der Tiroler, der Schwabe und der Thüringer ihre Bergheimat, so steht der Erzgebirgler nicht zurück. Die aus den Bergen Gebürtigen bilden in den Gebirgsvereinen der Ebene den treuesten Stamm der Mitglieder und das dankbarste Publikum für Vorträge, Lichtbildervorführungen und mundartliche Darbietungen, die sie mit stiller Ergriffenheit und mit sichtlichem Stolz auf sich wirken lassen. Fern von seiner Heimat wird der Gebirgler oft krank vor Sehnsucht.

krank an Seele und Leib. „Ach, der Gebirgssohn hängt mit zärtlicher Lieb' an der Heimat; wie den Alpen entrissen, hinwinkt die Blume, so welkt er, ihr entrissen, dahin.“ Arbeiter und Dienstmädchen aus dem Gebirge, die, gelockt durch höhere Löhne und bessere Erwerbsbedingungen, in die Stadt gingen, werden dort nicht heimisch, kehren nur zu gern wieder zurück und nehmen mit Geringerem fürlieb, nur um wieder in ihren Bergen sein zu können. Nichts anderes als unwiderstehliches Heimatsehnen war es, was den Kessler zu dem verhängnisvollen Schritte trieb, den er dann in den schmerzlichen Worten beklagt:

„Zu Straßburg auf der Schanz, / da ging mein Trauern an; / das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen, / ins Vaterland muß' ich hinüberschwimmen, / das ging nicht an.

Unter unsern kämpfenden Soldaten, so berichtete 1917 Albert Bloß in einem Vortrag, sind gewiß Tausende, die sich in ihrem bisherigen Leben keine Rechenschaft darüber gegeben haben, was ihnen die Heimat war und was sie an ihr besaßen, aber nicht einer, der es jetzt nicht wüßte und tief im Innersten empfindet. Was man von altersher und unbestritten besitzt, nimmt man als selbstverständlich hin und schätzt es nicht; erst bedrohter Besitz wird wertvoll. Das ist eine alte Erfahrung. Die Heimatlieder, die unsere Soldaten neben den fröhlichen und derben Marschweisen ehemals schon gern sangen, aber mit so wenig Nachdenken, als Friede und Sicherheit eben gerade noch zulassen, bekamen durch den Krieg süß-schmerzlichen Inhalt. „Heimat, o Heimat, nun muß ich dich verlassen,“ und „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen,“ so klang es zurück aus dem Donnern der abfahrenden Züge. Und als die Bande um sie her fremder und fremder wurden, als die Heimatblumen an Helm und Koppel, in Gewehr und Knopfloch verwelkten, als das letzte Brot von Müttern verzehrt war, als sie über die Grenze führen, fremde Behausungen und Ortschaften sahen, fremde Sitten, fremden Laut, feindliche Sprache vernahmen, da wußten sie, was sie hinter sich gelassen: die Heimat.

„O grüner Wald, o braunes Land, ich muß euch lassen!  
Die Liebe hat uns ausgesandt, zu hassen, zu hassen!

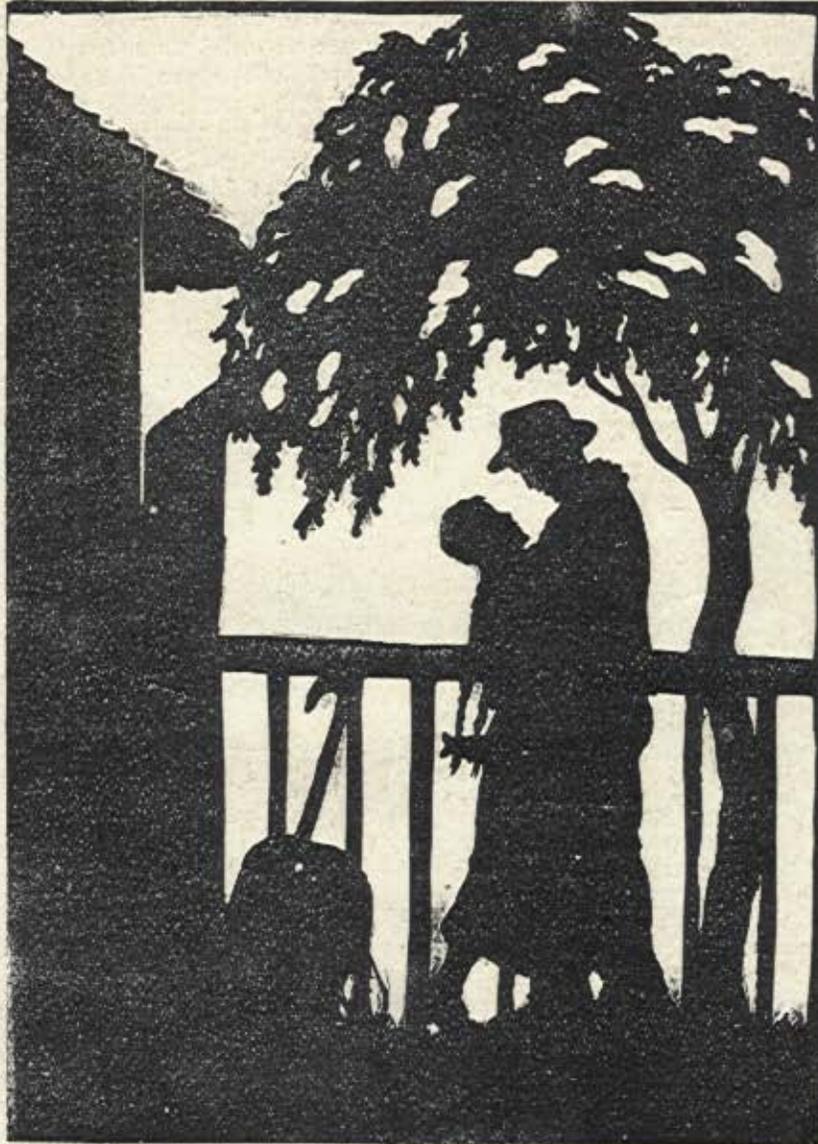
Das rote Blut, du kühlst es mir, Soldatenhemde!  
Aus Heimatliebe suchen wir die Fremde, die Fremde!  
(Walter Flex, „Der junge Krieger“).

Aus ungezählten Feldpostbriefen spricht die erste Erkenntnis vom Wert der Heimat. „Weit schöner als sonst,“ so schreibt ein erzgebirgischer Soldat, „erschien mir alles in der Heimat, die ich nun verlassen mußte.“ Aus dem Felde berichtet er dann weiter: „Da gab es immer etwas Neues zu sehen, doch irrten die Gedanken immer heim. Beim Durchmarsch durch ein Dorf tauchte plötzlich im Geiste das heimatische Dörfchen auf. In lan-

gen Winternächten, auf Posten vor dem Feind, im heftigsten Artilleriefener, beim nächtlichen Schanzen stand das Bild der Heimat vor mir wie eine grüne Insel im weiten Meere. Wie wohl war's mir, den lieben heimatischen Laut von Landsleuten zu hören, mit ihnen zu singen in unsrer lieben Heimatsprache. Erst ein Ereignis wie der Krieg bringt uns zum Bewußtsein, wie sehr wir an der Heimat hängen und was wir an ihr haben. Mir ist das Heimweh ein heiliges Gefühl, ohne das ich nicht sein möchte.“

Kurt Arnold Findeisen, unser sächsischer Dichter und Landsmann, berichtet von einem Erzgebirger. Auf dessen Brust fand man einen durchschossenen Brief. Darin schrieb er an seine Frau: — — — „Und daß ich's nicht vergesse, unser Vogel kommt in die Mauer, tu' Sand und Wasser in seinen Käfig, und daß er nicht im Zuge hängt“ — und erst nachher, wie beiläufig und nebensächlich, „Wir liegen seit drei Tagen im fürchterlichen Artilleriefener.“ Bei Sennheim unter einer Tanne haben sie ihn begraben, den braven Erzgebirger, der bei seinem Heimgedanken auch des Vogels im Käfig nicht vergaß.

So war es im Krieg und so ist es noch heute, die Söhne unserer erzgebirgischen Heimat hängen, und wären sie in noch so



Morgen muß ich fort von hier . . .

weiter Ferne, mit ihrem ganzen Herzen an der Bergheimat. Diesem Gefühl der Sehnsucht nach der Heimat weiß in wundervollen Versen H. Montanus Ausdruck zu geben in seinem Mundartgedicht: „Mei Hamit, du mei Erzgebirg, mir tut's nooch dir su and in dan Gedrosch um dan Gewörg dohier in fremd Land; 's is mir, als bischpret mir aans zu: Nür in dr Hamit haste Ruh. Wenn iech dr Nacht net schlofen ka, is mir 'sch, als höret iech von draußen har un doch ganz nah, 's rauscht su haameltlich: Dos is off unnern Bargn dr Wald, do war mei schönstter Aufenthalt. Drzwischen kimmt wos hall un klar, de Bögle zwitschern su; 's schlägt dr Fint, 's pfeift dr Star, dr Sproffer lacht drzu, 's ganze bissel Waldgezweig, dos hör ich wie in Traam zogleich. Ah Klinge tut äwos dreinei mit settn feine Klang, dos ward 's Barqglödel sei mit senn gewiehn Gang; wu unner Heisel stiecht, do schallt a fett's Gelödel von dr hald. Un wenn ich sterb, laßt mich begrobn do drubn, wu ich bie har, ich mog sei garnischt wetter hobn net Bald, Gelück un Ehr; ich mach nür off dr Hamit zu, nür dortu kimmt mei Herz ze Ruh.“

Karl Timmer. T. J. Zippner. T. Pa

# Ann-Christin *liebt nur einmal*

Roman  
von  
Susi  
Teubner

(27. Fortsetzung.)

In Lores Brief an Ernst von Decken heißt es weiter: „Dann“ — diesen kleinen Satz konnte sie sich nicht verkneifen — „dann kannst Du auch wieder mit Deiner ehemaligen Frau telefonieren, ohne daß Dir so ein „dummes kleines Mädel“, als wie ich mich habe, dareinreden tut. Du brauchst auch nicht etwa irgendwelche Komplexe zu bekommen, daß Du auf mich aufpassen müßtest und ich ohne Dich verhungern würde. Ne, is nich. Verlaß' Dich drauf, ich komm' schon durch, und zwar auch bestimmt auf ganz anständige Art und Weise. Vielleicht bleibe ich beim Arbeitsdienst. Muß mal sehen. Jung und gesund bin ich. Und eine alte Jungfer werd' ich auch nicht werden. Du brauchst Dir also in keiner Hinsicht Gedanken darüber zu machen, daß Du irgendwie als Mann verpflichtet usw. wärst. Aber denk' nun etwa nicht, daß ich mich hier schon in einen der lausigen Bauernjungens verguckt hätte. Mitnichten. Erinnerst Du Dich eigentlich an manches, was ich zu Dir sagte? Also heut zum zweiten Mal „es wär so schön gewesen, es hat nicht sollen sein“. Und wollen wir uns Beide in Gedanken die Hand schütteln wie zwei gute Weggenossen, die ein Stück zusammengewandert sind. Hugh, sagt Winneton alias

Lore Buchhöfer.“

Darauf antwortete Ernst von Decken gar nicht. Er wußte nämlich nicht: was, und er wußte überhaupt nicht einmal, ob ihm das mit der Lore paßte oder nicht. Er trug die beiden Briefe in seiner Brusttasche mit herum und — zeigte sie eines Tages Ann-Christin.

Das war am Freitag, dem 8. Dezember. Ernst war viele Tage in Berlin allein herumgestrichen, hatte sich auf Redaktionen herumgedrückt, war mit dem und jenem ein Gläschen Wein trinken gegangen und wußte im allgemeinen eigentlich nicht, was mit sich anfangen. Ein paar Mal drehte er schon die erste Hälfte der Telefonnummer von Direktor Gronert, aber er hing wieder auf. Eigentlich hatte Lore ja recht: komisch war's, daß er so gern seine geschiedene Frau wiedersah. Aber seine Gedanken beschäftigten sich unaufhörlich mit ihr. Und auf einmal fiel ihm ein: warum wohnt sie überhaupt bei Gronert? Zuerst, als ihm die alte Marie Ann-Christin

Adresse gegeben hatte, war es ihm weiter gar nicht aufgefallen, daß sie nicht in ihrer eigenen Wohnung lebte, und als er sie selbst sah, hatte er auch nicht danach gefragt. Nun auf einmal, gerade als er bei einem Hauptschriftleiter saß, neue Artikelthemen besprach, ertappte er sich in Gedanken bei den verschiedensten Erwägungen, weshalb Ann-Christin nicht in ihrer eigenen Wohnung geblieben war. Bis er eines Tages das Mädchen Marie aufsuchte.

„Sagen Sie, Marie, warum wohnt eigentlich die gnädige Frau bei Direktor Gronert?“

„Weil sie hier Angst hat.“ Eigentlich fand Marie den Herrn von Decken einen sehr schönen Mann und auch einen sehr netten Mann, aber taugen tat er nichts wie alle Männer, und darum hatte sie nicht die Absicht, ihm etwas von dem auf die Nase zu binden, was sie selbst erst langsam in Erfahrung gebracht hatte. Höchstens vielleicht soviel, daß er ein bißchen Angst um das Ann-Christinchen bekam und sich wieder um sie kümmerte, wie es sich eben für eine richtige Ehe gehört, denn Scheidungen hielt Marie für überflüssige menschliche Fehleinrichtungen, die in ihren Augen belanglos waren.

„Wovor hat sie denn aber Angst, liebe Marie?“ Ernst war von Natur aus liebenswürdig, er konnte aber noch einen ganz besonders scharmanten Schmelz in seine Stimme legen, wenn er wollte. Und bei der alten Hüterin von Ann-Christin schien ihm das durchaus angebracht. Er beschloß sogar, keine Zigarette zu rauchen, weil er sich noch erinnerte, daß das alte Mädchen immer höchst unglücklich gewesen war, wenn ein Stäubchen Asche auf den Teppich kam. „Erzählen Sie mir doch mal ein bißchen. Wie ist es denn Euch ergangen, während ich fort war. Besser oder schlechter?“

Marie guckte mit ihren kleinen grauen Mäusaugen mißtrauisch den manchmal so lieben Herrn Ernesto an. Von Decken spürte den Rest Mißtrauen und da fragte er auf einmal, nicht beabsichtigt, nur um sie zu beruhigen, einfach so liebenswürdig hin: „Wie wär's denn, wenn ich wieder zu Euch käme?“ Ihm blieb selbst der Mund hinterher offen, so überraschend war ihm die eigene Frage.

Marie aber war durchaus zufrieden mit der Frage. Dann würde doch



Das Haus der Deutschen Kunst im Sonnenschein. Das Haus der Deutschen Kunst, ein Werk des verstorbenen nationalsozialistischen Architekten Professor Troost, zeigt seine klassische Schönheit besonders im Helldunkel eines Sommer-sonnentages. (Erich Zander-K.)

Das arme Ann-Christinchen nicht mehr so alleinige schlaflose Nächte haben. „Ja,“ fing sie an, „das ist nämlich, weil sie eine Perlenkette getragen hat, die sie nicht tragen durfte. Und da wird sie nu vors Gericht vorgeladen. Und da is noch ein anderer Mann, der verfolgt sie nun dauernd.“

Marie blinzelte den Herrn Ernesto von der Seite an. Der wurde sichtlich aufgeregt. Er vergaß, daß er nicht rauchen wollte, er zog seine Zigaretenschachtel hervor. „Na und weiter? Sie müssen das mal hübsch der Reihe nach erzählen. Bis jetzt habe ich es jedenfalls noch nicht begriffen.“

Marie war einerseits mit der Wirkung ihrer Erzählung zufrieden, andererseits wurde sie auch wieder tückisch. Das paßte ihr nicht, so angefahren zu werden und daß er jetzt auch noch rauchte. Ne, denn nicht, — und so antwortete sie:

„Davor kann ich auch nicht. Da müssen Sie ihr selbst fragen. Mehr weeiß ich nicht.“

Ernst von Deflen konnte so schön bitten, wie er wollte. Die Marie sagte nichts mehr, u. entschloß er sich, zu gehen. Er ging zum Bahnhof Karlsdorf. Vielleicht hätte er die Telefonzellen dort gar nicht gesehen. Aber er ging so nahe an ihnen vorbei, daß eine junge Dame, die es ziemlich eilig hatte, hinauszu gelangen, ihm die Tür höchst unsanft vor die Stirn warf.

„Oh, Pardon“, murmelte sie im Weiterlaufen.

Ernst von Deflen, der hochschreckte, sich dann gleich an den Kopf faßte und gerade noch sehr hübsche schlanke Beinchen erblicken konnte, rief lachend hinterher: „Bitte, bitte, edle Körperteile sind fast gar nicht verlegt.“

Die junge Dame drehte sich noch einmal um, sagte aber nichts mehr, so daß er den Hut küßte und bemerkte: „Herzlichen Dank für die stille Teilnahme.“

Er war so froh, auf diese Art und Weise daran erinnert worden zu sein, daß es so etwas wie Fernsprechapparate gab, daß er trotz der mutmaßlichen kleinen Beule vergnügt in die Zelle trat, tatsächlich Ann-Christin erreichte und sich für den Nachmittag im Café mit ihr verabredete.

Ursprünglich hatte sich Ann-Christin vorgenommen — und das war noch gerade vor einer halben Stunde gewesen: wenn der Ernesto wieder anrufen sollte, würde sie nicht gleich für ihn Zeit haben. Nein, bestimmt nicht. Das ging doch einfach nicht, daß sie bereit war, wenn er pfiß. Und nun war seine Stimme da — hatte sie sich etwas vorgenommen? Das war schon lange, endlos lange her — er bat um eine Verabredung, und sie sagte ja. Ja sogar für das Café, in das sie nicht mehr gehen wollte. Sie sagte ja — einfach weil ihr die Stimme zu mehr Worten fehlte. Vor Freude.

Wieder steckte sie sich ein frisches kleines Alpenweilchen in die Pelzjacke. Aber sie zog diesmal nicht das braune Wollkleid, sondern einen grünen Tuchrock an. Es war ein so klarer, sonniger Dezembertag, da leuchtete das Ruffisch-grün so schön und warf auch einen grünen Schimmer in ihre Augen. Früher hatte Ernesto das sehr geliebt. Meine beiden Amethyste, hatte er dann gesagt . . . und sie geküßt.

Als Ann-Christin schon den Fuß in die Drehtür setzte, stockte sie auf einmal. Wenn er dieses fremde Mädchen — diese Braut mitgebracht hatte? Er wollte doch, daß sie sich kennen lernten. Daß sie daran auch gar nicht früher gedacht hatte! Hätte sie dann abgefragt? Nein — nein, nein!

Anderer Menschen drehten an der Tür, wollten auch hinein. Sie wurde also hineingedreht in das Café, sie warf noch einen Blick in den Seitenspiegel des Eingangsraumes, aber sie sah sich dabei gar nicht, sie atmete ganz tief und schritt dann hinein. Gleich vorn, an einem netten kleinen Sofatisch, saß Ernesto, allein.

Er sprang auf, kam ihr entgegen: „Also, Ann-Christin, weißt Du, weswegen ich Dich wiedersehen mußte —“

„Na?“ Ihre Stimme klang so leicht, so lockend, so warm.

Er beugte sich über ihre Hand. „Komm, setz Dich erst mal. Was willst Du trinken. Kaffee? Vielleicht Wermut, vielleicht ein Glas Glühwein — Du hast so kalte Hände.“ Er fuhr mit seiner Hand darüber hin. „Deine lieben, schlanken Finger!“

Da riß und zuckte es an ihm Herzen vor Liebe und Liebe, und sie wollte schreien: hab' mich doch wieder lieb. Aber dann sagte sie mit unsäglichen Schmerzen ganz leise, fast unhörbar: „Was würde Deine Braut dazu sagen, daß Du hier so mit mir schmilst!“

„Ach, meine Braut — na, das erzähl ich Dir nachher. Erst mußst Du mir mal sagen, was das für 'ne Geschichte ist mit der Perlenkette.“

Die Frau zuckte zusammen: „Woher weißt Du davon?“

„Wie so erschreckt Dich das so? Die Marie hat mir was davon vorgefahelt.“

„Marie? Was hast Du denn mit der zu tun?“

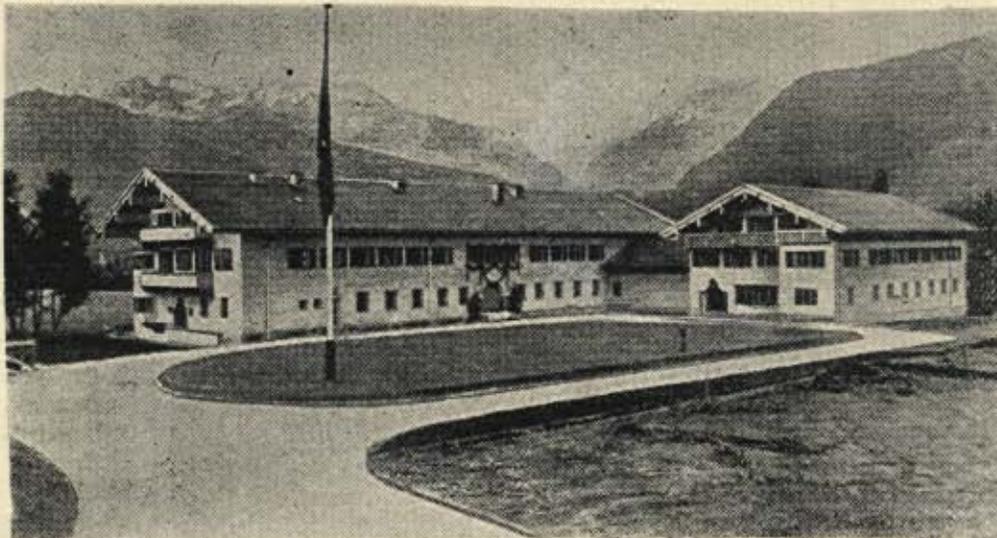
„Na, ich war halt bei ihr und nun beunruhige ich mich, daß Dir irgendwelches Unrecht geschieht.“

Die Ann-Christin hatte die Augen gesenkt, nachdem sie ihm einen dankbaren Blick zugeworfen. Sie spielte mit ihrem Aquamarinring, sie drehte ihn hin und her und dabei beruhigte sie sich.

„Das ist eine lange Geschichte.“

„Ich möchte sie hören.“ Er nahm ihre linke Hand und küßte sie. „Ich möchte Dir helfen, wenn es nötig ist.“ Dabei dachte er: ich wünschte, es wäre nötig, ihr zu helfen. Als Mann will man doch helfen und will keine so selbständige Frau wie die Lore — letzten Endes sucht man doch immer nach dem „schwachen Geschlecht“.

Ann-Christin begann zu erzählen, und dabei fiel ihr Blick auf einen Herrn, der schräg links drei Tische von ihr entfernt saß. Sie wußte nicht, wer es war. Sie stockte auch keine Sekunde beim Sprechen, aber sie grübelte unentwegt währenddessen, wo sie den Mann schon einmal gesehen haben könnte. Sie erinnerte sich nicht, in ihrer Bekanntschaft irgend jemand mit einem kleinen schwarzen Schnurrbart auf der Oberlippe zu haben. Der Mann hatte unangenehm stechende Augen, mit denen er manchmal zu ihr hinsah. Aber das war schließlich Alles nichts Besonderes. Es gab mehr Männer, die zu ihr hinblickten, ohne gerade gute alte Bekannte von ihr zu sein. (Fortsetzung folgt.)



Dienstgebäude der Reichkanzlei in Berchtesgaden fertiggestellt. Das auf Weisung des Führers errichtete Dienstgebäude der Reichkanzlei in Berchtesgaden ist, wie gemeldet, nunmehr fertiggestellt. Der Staatssekretär und Chef der Reichkanzlei, Dr. Lammers, ist in diesen Tagen in das neue Gebäude eingezogen und hat dort für die Zeit des Aufenthaltes des Führers in Berchtesgaden den Dienstbetrieb aufgenommen.

# Spielende Kinder am Rande der Stadt

Die große, rechteckige Rasenfläche inmitten unseres vorstädtischen Schmuckplatzes liegt taufriß in der Morgensonne. Das junge Grün leuchtet, und hier und da breitet sich ein weißlicher Schimmer darüber, der von den vielen zarten Gänseblümchen zwischen den Grashalmen ausgeht. Mitten auf dem Rasen hockt ein kleines Mädchen. Es hat weizenblonde Locken und trägt ein hellblaues Kleidchen. Mutterseelenallein hockt es mitten auf der weiten Fläche und rupft Gänseblümchen zu einem Strauß. Es kann keinen hübscheren Anblick geben.

Aber ach! Da kommt der lange hagere Gesezeshüter, der so sehr darauf bedacht ist, daß die Schilder: „Bürger, schont Eure Anlagen!“ auch beachtet werden. Wie oft habe ich ihn schon mit erhobenem Finger und drohenden Worten die kleinen Verächter der stadträchtlichen Mahnungen vom F... scheuchen sehen! Nun wird d... freundliche Idyll bald sein Ende finden!

Schon hat das wachsame Auge des Gestrengen die kleine Uebeltäterin entdeckt. Sein Schritt beschleunigt sich.

Aber siehe da: ein Wunder! Der Herr Wachtmeister bleibt plötzlich stehen. Sein Blick schweift nach rechts und links, als ob er nach Beobachtern Ausschau hält. Dann tritt er hinter einen Busch und heftet das Auge wieder auf die kleine Rasenlinderin. Und es ist gar kein drohender, sondern ein ganz zärtlicher Blick. Eine volle Minute lang steht der gewichtige Herr so still beobachtend da, und noch eine und noch eine, — bis das kleine Geschöpf auf dem Rasen die Hand von Blumen voll hat und mit lachendem Gesicht davonrennt. Dann wendet er sich wieder und geht langsam davon. Auch auf seinem strengen Gesicht liegt jetzt ein Lächeln, und es sieht wunderbar verklärt aus.

Als ich neulich morgens zur Elektrischen ging, fiel mir ein Zuwachs auf, den das Gerümpel auf dem häßlichen Schuttplatz zwischen den blühenden Schrebergärten erhalten hatte. Es war ein alter Grammophontrichter, unten rosarot, oben von zartem Blau, der furchtbare Erinnerungen an Knarr- und Gurgeltöne weckte, wie sie einstmals aus solchen Trichtern herauszukommen pflegten.

Am Mittag war das farbenschildernde Ungetüm verschwunden. Aber am Nachmittag sah ich es wieder. Ein kleiner Bursche benutzte es als Posaune und zog damit wie weiland der Rattenfänger von Hameln einen Schwarm bewundernder und entzückter anderer Gören hinter sich drein. Man kann nicht sagen daß die Töne, die er seinem Instrument entlockte, sehr viel melodischer waren als jene, die sich in der Erinnerung damit verbanden. Aber sie lösten zweifellos weit größeres Entzücken aus.

Zwei Tage später begegnete ich meinem Trichter von neuem. Er hatte indessen seine Funktion gewechselt. Er sah nun als hochragender Helm auf dem Haupte eines Sechsjährigen. Das heißt: von dem Haupte sah man nicht viel, denn der Rand der weitausladenden Öffnung bedeckte es bis auf dürftige Reste von



Welches Glück für ein Großstadtkind, auf blühender Wiese spielen zu können.

Kinn und Hals. Am oberen, röhrenförmigen Ende wehte, wenn auch kein Roßschweif, so doch ein lebhaft gesprengeltes Taschentuch. Leider erregte das kostbare Stück bereits den Neid der Besitzlosen. Zwei andere Bürschlein suchten dem Inhaber der prächtigen Kopfzier ihren Besitz streitig zu machen. Und da Schönheit und Nützlichkeit nicht immer Hand in Hand gehen, indem der herrliche Helm seinen Träger in der Abwehr der Angriffe einigermaßen behinderte, so gelang es dem einen seiner Widersacher auch, sich des Schmuckes zu bemächtigen. Ihn gleich einer Keule durch die Luft schwingend, rannte er davon, der Beraubte brüllend hinterdrein. Was weiter daraus wurde, kann ich nicht sagen.

Oder doch. Denn einige Tage später begegnete mir der Trichter noch ein viertes Mal. Ein feiner Regen rieselte hernieder. Da sah ich ihn unter meinem Fenster dahinwandeln. Er steckte jetzt, die Öffnung nach unten, auf einem Stock, und ein kleines Fräulein hielt den Stock mit beiden Händen fest, so daß das blecherne Gehäuse gleich einem Regenschirm über seinem Kopfe schwebte. Die Straße war menschenleer, denn ohne Not lief keiner in den Regen hinaus.

Meine kleine Modedame aber stolzierte unentwegt die Straße auf und ab, ihr machte der Regen gar nichts aus. Vielleicht dachte sie sogar: „Ach, wenn es doch immer regnen möchte!“

Die Querstraße, von der ich durch mein Fenster ein Stückchen sehe, ist erst teilweise bebaut, und der Gehsteig zur Rechten trägt noch keinen Plattenbelag, sondern ist nur mit kleinen Steinchen beplastert. Kürzlich sollte dies Pflaster offenbar ausgebessert werden. Jedenfalls hielt eines Morgens ein Wagen



Wunder über Wunder zeigt sich den Kindern. (Photos [2] Böhrich M.)